

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Mittwoch, den 21. Januar.

1925.

(32. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

„Ich weiß!“ Sie sagte es lächelnd, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Tatsächlich liebte sie es nicht so sehr, daß er sich um jede Neuanschaffung kümmerte, jedes Kleid, jeden Hut nach ihrem Äußeren „stimmt“, aber sie wußte, das war ihm wichtig, er mußte immer dabei sein, wenn sie ihre Einkäufe besorgte; dafür schaffte er sich oft mühsam genug die Zeit und betonte es jedesmal mit Nachdruck. Er sah wohl einen Liebesbeweis darin; Gabriele bewertete es als Eitelkeit, die es auch war. Er küßte ihr Hand und Mund, trat einen Schritt von ihr weg und sog prüfend die Luft ein.

„Houbigant?“

„Ja, heute früh angekommen!“

„Sehr fein und diskret.“

Das schwarz-weiß gekleidete Stubenmädchen trug die Suppe auf. Oskar löffelte mit Behagen, er goß sich ein Glas Sherry ein. Beim Gemüse mit Beilage hob er mißtrauisch den Kopf. „Ist der Schinken auch bestimmt von Barchardt? Hast du dafür gesorgt?“

„Natürlich, da du es wünschtest.“

„Sehr liebenswürdig. Du, Kleines, Gronow läßt dich grüßen — er möchte gern mal mit Gemahlin bei uns essen — was meinst du zu übermorgen?“

„Übermorgen wollen wir doch endlich mal deinen Jugendfreund Peter bei uns sehen. Seit Monaten hat sich das immer zerschlagen!“

„Dann zerschlägt es sich ruhig noch einmal. Der gute kleine Peter kann in Gottesnamen ein andermal kommen. Mit Gronows paßt er ganz und gar nicht zusammen.“

„Frau Gronow und ich passen auch nicht im mindesten zusammen.“

„Ja, Kindchen, das ist so der Segen der Kollegenschaft. Da muß man mit den Wölfen heulen. Übrigens hast du natürlich recht; die Gronow ist eine Schneegans — schwer erträglich! Ich habe mit ihm entschieden das bessere Teil erwählt, er ist ein gescheiter Kerl. Also, bitte, arrangier' das! Telephoniere dem Peterlein ab, bestell' es auf Freitag oder Samstag!“

„Die ganze Woche ist besetzt.“

„Was, Rudud! Na, dann künft'ge Woche — die Choje ist wirklich nicht von Wichtigkeit.“

„Ich dachte, du hättest Peter Burkardt gern!“

„Gott — gern — gern — na, gewiß, ich hab' nichts gegen ihn! Bißchen zu tugendhaft, zu sehr edler Mensch, zu sehr Tante Olgas Sohn! Ich bin aber überzeugt, er wird deine Absage mit Fassung ertragen — nach einem Verkehr in unserem Hause reißt sich das Peterchen nicht. Ich glaube, er hat unsere gastliche Schwelle kaum zweimal überschritten, seitdem wir hier in der Reichshauptstadt sitzen.“

„Ja, darüber hab' ich mir oft schon den Kopf zerbrochen.“

„Ich nicht. Mein Kopf hat etwas wichtigere Dinge in sich aufnehmen als solche welterschütternde Tatsachen. Sehr gut abgepackt, das Roastbeef, in dem Punkt ist Paula Meisterin. Neulich bei Ehrenbrechts — das Roastbeef, das reine Schmecker! Besinnst du dich nicht?“

„Keine Ahnung! War es wirklich so schlecht?“

„Ungenießbar! Überhaupt das ganze Diner — die Zusammenstellung — und der Rotwein — solch Rachenpuher! Mein Kleines natürlich ist über solche Dinge erhaben.“

„Aber, Oskar! Ist es denn wirklich so sehr wichtig?“

„Gewiß! Wer gut arbeitet, soll gut essen! Du kennst ja meinen Grundsatz.“

Gabriele schwieg und stocherte mit der silbernen Gabel auf ihrem Dessertteller herum. Wie sie so mit niedergeschlagenen Augen dasaß, hatte sie noch ganz ihr süßes, blumiges Kindergeßicht, hob sie die Lider, so stand in diesen wunderschönen Augen die Frage einer wissen- den Frau, der es vor dem Leben bangt.

Oskar hat diese Frage nie gesehen. Er schälte sorgsam einen Apfel, während sie fort und fort dachte: Wie fange ich es an? Wie kann ich ihm am besten beikommen? Vor allem ihn in Ruhe speisen lassen! Zum Kaffee und zu Oskars Zigarre gingen sie in das neben- an gelegene Herrenzimmer. Es war ernst, dunkel und einheitlich gehalten, ein gediegener Geschmack dominierte. Viel Leder, bequeme, tiefe Klubessel. In einen von diesen ließ Oskar sich jetzt sinken. Durch den feinen, bläulichen Rauch seiner Henry Clay blinzelte er wohl- gefällig zu Gabriele hinüber, die an ihrem Mokkatä- chen nippte. Er schob ihr ein Metalltischchen mit Rauch- zeug hin.

„Zigarette gefällig, Kleines?“

„Nein, danke, mache mir nichts“ daraus. Und du bist doch auch nicht für rauchende Damen!“

„Wer so aussieht wie meine Frau, kann sich allemal getroßt ein Zigarettenchen anstecken; dir steht schlechter- dings alles zu Gesicht. In diesem neuen Kleidchen bist du direkt ein Anblick! Na, wünsch' dir doch mal was! Ich bin gerade so in der Gebelaune.“

„Wirklich, Oskar? Wirklich?“

„Warum denn nicht? Kann auch 'n guten Bagen kosten, der Weizen blüht —“

„Ach, um Geld ist mir's nicht zu tun! Oskar“ — sie kam zu ihm herüber und setzte sich auf die breite Seitenlehne seines Sessels — „wenn du mich einmal anhören möchtest! Es soll gar nicht lange dauern! Nur ein Weilchen! Lieber Oskar!“

Er machte eine unmutige Schulterbewegung.

„Also, Kindchen, wenn es nicht dein oder Krim- strams mit der Betätigung und Berufsarbeit ist, dann schief' mal los!“

„Oden Krimstrams nennst du das? Oskar! Wenn ich dir sage, daß mir das Lebensbedingung ist! Daß ich je länger, desto mehr fühle, ich kann so nicht weiter leben, es muß etwas kommen, was meinem Dasein einen Inhalt gibt.“

„Und wenn ich dir sage“, sprach er ihr nach, sie heiter parodierend, „daß ich je länger, desto mehr mich wundern muß, wie du immer wieder auf diesen toten, für mich total erledigten Punkt zurückkommen kannst! Merk- würdig!“ — Er bog sich in seinem tiefen Sessel zurück und musterte sie, wie sie da, leicht, wie ein herbei- geflogenes Elschen auf seiner Stuhllehne saß. „Sieht so aus und ist auch ganz intelligent — „helle“, wie der Ber-

Itner sagt — und wird nicht müde, ihren armen Mann zu quälen und ihm unqualifizierbare Dinge zuzumuten! In diesen anderthalb Jahren hättest du wirklich Zeit genug gehabt, mich genügend kennen zu lernen.“

„Ebenso wie du mich.“

Oskar machte eine Geste, als scheuchte er eine kleine Fliege fort.

„Um dir zu sagen, daß der Fall ein- für allemal für mich erledigt ist.“

„Aber für mich nicht. Ich möchte dein Kamerad sein!“

„Und ich möchte das nicht! Kamerad! Auch so ein Schlagwort der Jetztzeit! Wenn ich einen Kameraden brauche, nehme ich mir Gronow oder Töpfer oder sonst einen meiner sehr geschätzten Herren Kollegen. Von meiner Frau verlange ich, daß sie schön, gesund und anmutig ist, mir mein Haus gut führt und mir Behagen und Ruhe gibt, wenn ich heimkomme. Schön, gesund und anmutig bist du, dem Himmel sei Dank, das Haus verstehst du ebenfalls gut zu führen, aber mir Behagen und Ruhe zu geben, das bringst du nicht fertig — willst es nicht fertig bringen, mußt ich annehmen, weil du immer wieder mit diesen törichten Geschichten vorrückst und mir die Laune verderbst.“

„Du sollst deine Ruhe und dein Behagen haben, mehr als jetzt, immer, Oskar, immer, wenn du dich meinen Wünschen fügst! Es handelt sich ja nur um die viele freie Zeit, die ich übrig habe, um die unausgefüllten Stunden, wenn du nicht da bist. Wenn ich da in eine Kinderheimstätte, in eine Arbeitsstube, in eine Suppenküche ginge —“

„Und ich sage dir: nein, und immer wieder nein! Du gehst nicht! Fehlte noch, daß meine Frau — meine Frau! — sich hinstellt und franken, schmutzigen, erblich belasteten Bälgen die Windeln wäscht oder mit Kreti und Pleti zusammen in dumpfen, stickigen Löchern Hemden zuschneidet oder gräßliche Kohlsuppen auflöffelt! Ich hab' gerade genug mit Krankheit und unappetitlichen Dingen zu tun. Meine Frau hat dem fernzubleiben. Punktum!“

„Aber das soziale Elend des Volkes —“

„Geht mich den Teufel an! Meine Patienten rekrutieren sich aus den obersten Zehntausend — ihre Krankheiten sind darum nicht weniger unangenehm als die anderer Leute —, aber das steht auf einem anderen Blatt! Ich zahle meine Beiträge für die Herren Utopisten, die sich einbilden, dem sozialen Elend abhelfen zu können. Das gibt es einfach nicht, mein liebes Kind, laß es dir gesagt sein! Jedensfalls: meine Frau soll die Hände davon lassen, soll und darf mir nicht Krankheitskeime und Ansteckungsgefahr in mein reinliches Haus tragen. Mögen das alleinstehende, unbefriedigte Jungfrauen oder kinderlose Witwen oder abgestandene reife Semester tun, die nichts mehr im Leben zu suchen, nichts mehr zu erwarten haben.“

„Was habe ich im Leben zu suchen und von ihm zu erwarten?“ Gabriels weiche, kindliche Stimme klang tonlos, sie war von der Sessellehne herabgeglitten und ließ die Arme schlaff zu beiden Seiten herabhängen.

„Nun, da wäre noch allerlei abzuwarten, sollt' ich meinen!“ Gleichmütig blies Oskar ein Rauchringelchen von sich. „Gleich zum Beispiel, ob der heilige Askaniap oder der liebe Gott, wenn dir das lieber ist, nicht noch ein Einsehen bekommt und dir ein paar Kinder beschert. Da hättest du gleich ein nettes Spielzeug, kämst weiter nicht auf dumme Gedanken und machtest mir noch 'ne Extrafreude. So 'n paar stramme Jungen — meinetwegen auch Mädels . . . man wüßte doch, wofür man schuftet! Nur tu' mir aber den einzigen Gefallen und keh' nicht mit diesem Armensündergesicht da — die Natur verfolgt wirklich andere Zwecke mit solchen Weiberchen, wie du eins bist! Wirf die großen Schlagworte und die hohen Töne ein für allemal beiseite, mein Kind! Bei mir erreichst du doch nichts damit, und wenn du mir bis an den Nimmertag damit kommst. Nimm meinetwegen Tanzstunden oder lern' malen, wenn du mit deiner Zeit nichts anzufangen weißt. Hast ja mit dem Eugen so vertiefte Kunstgespräche damals geführt — wie? Und jetzt“ — Oskar zog seinen Chronometer heraus — „hilf, Himmel, höchste Zeit für mich.“

Hoffentlich lasse ich eine schöne Befeuerte zurück. Im Ernst gesprochen“ — Oskars Stimme wurde scharf — „ich wünsche nie wieder ein Wort über diese abgetane Sache zu hören. Wiedersehen, kleiner Humanitäts-Apostel in Spigenkleidern!“

Seine Lippen streiften ihre Hand, ihre Stirn, er rollte die Tür zurück, er war gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Wohnungseinrichtung in alter Zeit.

Von Anna Blum-Erhard.

Die Einfachheit der Sitten und des täglichen Lebens hatte und schuf keine Bedürfnisse nach all den Dingen, mit denen wir Späteren unsere Räume füllen. Die frühe mittelalterliche Zeit war arm an Möbeln: Bett, Truhe, Tisch und Bank genühten den Bewohnern der primitiven Häuser. Auch die Bürger waren damit nicht reicher versehen. Man legte Wert auf einen aus Marmorplatten gefügten oder durch Tonfliesen gedeckten Fußboden, dessen Ornamente und Wappenschilde, durch wenig Möbel verdeckt, allen sichtbar waren. In diesem Hauptgemach, dem Saal der Burg, der durch Kamine mit weiten Schloten durch reichliche Holzfeuererwärmt wurde, war es trotzdem bei windigem Wetter nicht sehr gemächlich, da man die Kälte durch das Schließen der Läden abzuhalten suchte, aus Mangel an verglasten Fenstern. Man ließ also im Dunkeln um den nahe zum Kamin gestellten Tisch. Doch war auch sonst nur eine trübe Helle, die durch das gefirniste Pergament oder durch die Hornlatten der Fenster floß. Solche aus Glas waren selbst im 13. Jahrhundert noch häßlich, und nur in den Schlössern der Reichen zu finden; die größeren Fenster gingen zudem meist nach dem Hof und waren nur an solchen Stellen angebracht, die den Wurfgeschossen unausgänglich. Überall, wo es unniher schien, begnügte man sich mit lokenartigen, teilweise vergitterten Öffnungen, die den Burgen ein so finsternes, ungemüthliches Aussehen gaben. Nirgends fehlten bei dem dicken Gemäuer die tiefen Nischen im Raum, an deren beiden Seiten Bänke umflossen, die man durch Kissen weich und behaglich zu machen strebte.

Die Bemalung der Wände war in Deutschland seltener als in Frankreich. Man liebte es, Teppiche, an Ringen befestigt, an den Wänden aufzuspannen, die geschliffenen Hände der Burgfrauen hatten sie mit Blumen, Tieren und Szenen aus dem Ritterleben bestickt. Das Gewand des Burgherrn, seiner Freunde, Schilde, Fahnen und Wappen bildeten weiteren Schmuck. Zu den Gelagen wurden die Tische erst aufgeschlagen und hernach wieder entfernt. Die hölzernen Bänke von den Wänden wurden zur Mahlzeit herangerückt, und die mit Kissen belegten Stühle bedeuteten „Ehrensitze“ für hervorragende Gäste.

Das Wohnzimmer der Herrschaft war zugleich ihr Schlafgemach. Darin stand an der Tiefe der Wand das zweischläfrige Ehebett, das von den verhüllenden Vorhängen den Namen Himmelbett empfing. Davor befand sich ein Teppich und eine zum Ausruhen bestimmte Bank. Eine Truhe kam noch hinzu, in der die Festkleider und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Die Söhne und Töchter hatten besondere Kammern; ein Gastzimmer fehlte selten. Bei zahlreichem Besuch wurde der Saal mit Betten belegt.

Da die Kirche oft weitentlegen und tägliche Messe Pflicht des Katholiken war, so fehlte in den Burgen nicht die Kapelle. Hier war die Familiengruft untergebracht und in steinernen oder marmornen Epitaphien die lebensgroßen Gestalten der Verstorbenen.

Allmählich begann man, die Bettgestelle zu verzieren, die Federkissen bekamen Bezüge aus Leder. Die gesteppten Decken darüber wurden mit „Beilachen“ (Leinwand, selbstgewonnen und gebleicht) bedeckt. Die Damen stammten von Adler oder von den Eider-Gänzen. Es gab auch Bezüge von Seide, und die Decke bekam ein Bestickter. Hier stand auch stets, außer dem Beischemel unterm Kreuzifix, ein Tisch, und Abenbilder begannen als Wandbildern heimlich zu werden. Die Speisen wurden in Metallschüsseln aufgetragen, es gab nur ein Besteck zum Zerlegen. Die Essenden bedienten sich ihrer Finger. Brot in vielerlei Formen lag zwischen den flachen Platten. Der in Metallgefäßen aufgestellte Wein wurde aus hölzernen Bechern getrunken.

Hier und da taucht schon im 14. Jahrhundert ein Ofen in der Bürgerstube auf, von Ziegeln oder schwarzlich glänzenden Kacheln in ungeschmücktem Kuppelformat, eine Art Backofen. Er wird größer, schöner und bunter in den Wohnungen des Wohlstandes und bildet mit den farbigen, im Blei gefassten Fenstergläsern die Hauptzierde eines begüterten Hauses. Von der Kachelbildung von Teppichmustern, wie sie die rautenförmigen Gläser zu Anfang zeigten, ging man bald dahin über, schon ausgeführte Wappenbilder der Familie in seinen Fenstern zu verewigen. Es ward um die alte Zeit Mode, die Wände mit Rastfarbe zu bemalen und auf die Kasten Ton- und Zingelgeschirr zu stellen. Der Räume waren wenig; neben der Werkstatt oder Arbeitsstube des Hausherrn die Schlafkammer, und nach hinten die Frauentube, in der man Geselligkeit empfing. Den übrigen Teil des Hauses nahmen Warenlager und Vorratskammern ein und die vom Rauch schwarzgebeizte Küche.

Die Kreuzzüge und die Verführung mit dem Morgenland tiefen manche neue Bedürfnisse in der Lebenshaltung hervor. Was aus der Fremde kam, wurde doppelt geschätzt und oft im Übermaß verwendet. Die Tracht wurde kostlicher, die Gelage Schwelgereien. Damit lebten die politischen Verordnungen gegen den Luxus ein. Aber auch in die Wohnweise kam mit dem 16. Jahrhundert ein neuer Zug. Mehr und mehr wichen die Lehm- und Holzhäuser festen, schönen Steinbauten, deren Vorderseite man gern mit Malereien schmückte, die Bezug nahmen auf die Geschichte des Erbauers und seiner Familie oder sich in biblischem Stoff ergingen. Die Anbringung von meist bemalten Mutter-Gottes-Statuen oder Schutzheiligen an den Ecken der Häuser oder in Nischen an der Front hatte schon vorher eingelegt. Überhaupt hatte die Kunst von den Kirchen aus ihren Eingang in die Bürgerhäuser genommen und da einen unendlich erweiterten Spielraum gefunden, indem sie sich der Vorgänge des täglichen und festlichen Lebens der Zeitgenossen bemächtigte und sie an den Wänden und Geräten mit Pinsel oder Stift wiedergab. Während man in Italien vor allem die Fußböden durch farbige Mosaikbilder schön und lebendig zu gestalten suchte, anderwärts die Holzvertäfelung der Wände bunt bemalte, wandelte man in Deutschland die ganze Front der Häuser zu Gemälden. Selber und lachend wurde das Bild der Stadt.

Nicht minder das der Stuben. In den Kachelöfen wurden reichbedeutende Eisengussplatten eingelassen, oder — wie schon 1450 auf der Feste Koburg — ganze Öfen aus Eisenplatten gebaut. Der Reliefschmuck offenbarte figürliches und Ornamente. Auch der altüberlieferte Kachelofen hatte Form und Farbe verändert. Gefims und Füße gaben ihm eine lebenswerte Gestalt; von seinen meist grünen Kacheln hoben sich heilige und profane Figuren ab. Die Glasur erhöhte die eindringliche Wirkung der oft den ganzen Ofen umziehenden Bilderzotten und Allegorien. Besonders schöne Öfen traf man in Süddeutschland und Tirol, wo sich auch in der Bauart und in den Möbeln der italienische Einfluss nicht verleugnen ließ. Immer reicher werdende Schreinerarbeiten verzieren das Holz an Stelle der stumpfen, eiserne glockigen Beschläge. Die Bank, der Stuhl mit Ledne verdrängte die alte steinerne unbewegliche Bank in den tiefen Nischen. Außer der Truhe bediente man sich mehr und mehr der Schränke, in deren Gestaltung und Ausstattung der Phantasie keine Schranken gesetzt waren, je nach dem Zweck, dem sie dienten. Noch mancher prächtige Kredenzschrank, mancher Kunstschrank mit Geheimfächern, manches mit schönen Holzern oder Metallen gefasste oder vergoldete Stuhl lebt in Museen und Familien. Was für wundervolles Schmiedewerk, was für Rosetten, Blumen und Blätter in Holz oder Eisen!

Auf Bord und Sims prangen buntglasierte, reich mit Relief geformte Krüge. Die Stuben sind nicht mehr kahl, sie sind mit Möbeln und Schmuck der Wände bevölkert. Wenn im 15. Jahrhundert Reisende sich noch über den Anblick von Glasfenstern verwunderten — im 16. sind sie überall eingebürgert.

Vielleicht ist jene Höhe an künstlerischer Fähigkeit nie mehr erreicht worden. Aus dem Formenreichtum der Renaissance entwickelte sich der Überchwang des Barock und die Überzierlichkeit des Rokoko im 18. Jahrhundert. Der Vorrat an Möbeln war seitigen. Manniglicher Art waren die Stilmöbel geworden. Kanapee, Lehnstühle und Sessel kamen in unendlicher Menge auf. Zwar — die Truhe verstand; an ihre Stelle rückte die Kommode. Anstatt der Kabinettschränke gab es Schreibische, ganz kleine zum Teil, die, aus Zeit der Dame gerückt, ihrer gesteigerten Schreibliebe, einem ausgedehnten Briefwechsel Tag oder Nacht zu dienen hatten. Aus dieser Zeit stammt der Sekretär, Kollbureau oder Kasten. David Rüdiger aus Neuwed fertigte einen mit unzähligen Geheimfächern, für den Ludwig XVI. 80 000 Livres bezahlte. Die gesteigerte Feinheit dieser dem Luxus huldigenden Zeit wurde durch den Kunstschöpfer André Charles Boulle erreicht. Man sagt ihm nach, er sei in jedes seiner Werke so verliebt gewesen, daß er sich nicht davon zu trennen vermochte.

Furcht.

Eine Urwaldgeschichte von H. Hartmann.

„Ob ich die Furcht kenne?“ sagte der hohe, von der Tropenhitze gebräunte Mann. „Jawohl, ich kenne sie, aber eine andere, als Sie annehmen. Es ist nicht die Furcht, die man vor Granaten und Sperrfeuer hatte, es ist eine ganz andere, metaphysische. Vor zwanzig Jahren habe ich in Cayenne als kleiner Beamter meine Laufbahn begonnen. Die Zeit war mir günstig, ich rückte auf. Eines Tages ging ich mit mehreren Freunden auf die Jagd, wir wollten im Urwald jagen in jenem Dickicht, wo die Indianer haufen, die Jaguar leben und die ausgebrochenen Sträflinge der Strafkolonie sich verbergen. Wir schifften uns in Cayenne auf einer kleinen Piroge ein. Wir waren fünf Mann und ein Hund und wir hatten eine Menge Gewehre und Lebensmittel an Bord. Drei Tage später legten wir an einer Stelle an, wo gewöhnlich die Kautschukhändler sich aufzuhalten pflegen. Als Führer hatten wir einen Indianer Saramaca, der in dem Urwald wie in einem Wäldchen zu Hause war und der sich hier, Gott weiß aus welchem Grunde, plötzlich dargeboten hatte. Ich will Ihnen nicht die drei ersten Tage ausführlich beschreiben, die wir im Abnabel zubrachten. Wenn ich Ihnen die drei Worte Erschöpfung,

Durst und Beklemmung sage, so werden Sie begreifen, wie sie waren. Die Beklemmung wuchs in dem Maße, wie wir in das Unbekannte eindringen. Es war am Ende des vierten Tages. Unser Saramaca hielt sich etwas abseits und entdeckte plötzlich eine Art Hütte, in der er die Nacht zubringen wollte. Es war ein unbegreifliches schmutziges Gewirr von Pflanzengeflecht und Lehm. Von dem Rauch unseres Feuers aufgeschreckt, trocknen ganze Regimenter von Insekten in die hintersten Ecken. In der Ferne hörten wir den Jaguar und den Puma brüllen, und in der Dunkelheit der tropischen Nacht rauschte es um uns wie von tauelnd Blättern.

Ich erichrat zusammen, als mich eine Riesenschlange streifte. Kennen Sie diese Schrecklichkeiten? Sie ist groß wie ein Krebs, ein Ungeheuer, ein Monstrum. Den Puma tötet man mit einem Schuß, aber die Spinnen sind gar nicht klein zu kriegen. Es wimmelt um einen herum von Skorpionen und Käfern und Spinnen, es ist der kriechende Tod, der einen belauert. Selbst die großen Tiere zittern in der tropischen Dunkelheit. Ich gestehe es ein, wir alle zitterten vor Aufregung und vor Angst. Man konnte es deutlich an dem Rauch unserer Pfeifen bemerken, der im Hitzgrad in die Luft aufstieg. Aber wir wollten uns selber belügen und einander täuschen und jeder sagte: Es ist das Tropenfieber.

Und dann kam mit einem Schläge die große Angst, die große Furcht, gegen die man wehrlos ist. Dieser Gauner, der Saramaca, schlich die ganze Zeit in der Hütte herum und tappte an den Wänden entlang. Er kam mir verdächtig vor, und ich hielt die Hand am Hahn meines Revolvers. Wer kennt die Gedanken eines Indianers im Urwald? Er zählt die Balken des Daches, er zählt vierzehn, schien plötzlich auf etwas gestoßen zu sein, hielt inne, brach in ein Lachen aus und wandte sich um. Mit einem Sprung war ich neben ihm. Ich entriß ihm einen Gegenstand, den er aufgestöbert hatte. Der Indianer lachte noch immer und stammelte etwas Unverständliches in seinem Dialekt. Erstaunt betrachtete ich, was ich in den Händen hielt. Es war ein mit Flecken bedeckter Stein. Ich verstand nichts von alledem und herrschte den Indianer an: „Was gibt es denn zu lachen?“

Er stammelte: „Gegessen — gegessen.“ Dann verbarg er sich im dunkelsten Winkel der Hütte. Ich warf den Stein zu Boden und versuchte einzuschlafen. Es war vergeblich. Irgend etwas schlich um uns herum, etwas, was nicht zu greifen war, aber doch vorhanden war. Langsam verlor das Feuer und glühte nur noch schwach. Plötzlich richtete sich mein Nachbar auf. Er wuschte sich mehrere Male mit der Hand über die Augen, gleichsam als ob er plötzlich etwas zu sehen bekommen hätte, und dann murmelte er zu mir hinüber: „Das ist doch eine Mücke eines Sträflings.“

Wahrhaftig, daran hatte ich gar nicht gedacht. Es war die Mücke eines ausgebrochenen Sträflings. Und da fiel mir plötzlich das schreckliche Wort des Indianers ein: „Gegessen — gegessen.“ Etwas zwang mich in die Höhe und mit zitternden Fingern nahm ich den Stein auf. Man konnte noch drei Zahlen darauf entdecken: 1—7—9, 179. Die Zahl war mir bekannt und ich dachte meinen Kameraden den Namen eines einstmals mit fünf anderen entwichenen Sträflings an, die man niemals aufgefunden hatte, weil... Weil die fünf anderen ihn getötet und gegessen hatten. Hier in der Hütte muckte sich das Drama abge spielt haben, das Drama des Hungers im Urwald. Wir alle fünf schrien plötzlich wie die Sträflinge vor Furcht auf und der Hund begann zu heulen. Die entsetzliche Angst die uns überkam, wer kann sie schildern? Und doch waren wir alle große kräftige Männer, die nicht so leicht einzuschüchtern waren. Endlich fielen wir vor Erschöpfung, wie Säcke zusammen. Am nächsten Morgen war unser Saramaca mit drei Gewehren verwundet — ein Vermögen im Urwald. Und wir muhten lange Tage des Hungers durchmachen, bis wir endlich wieder auf Leute stießen, die uns zurückgeleiteten.

Vom Zuhause.

Von Franz Mahle.

Viele Menschen würdigen ihr Zuhause nur Standbleibe herab, zum Dach über dem Kopfe.

Mancher ist mehr in seinem Geschäft zu Hause als in seiner Familie.

Es gibt Menschen, die sich immer selbst im Wege stehen, auch auf dem Wege nach Hause.

Zum Zuhause sein gehört mehr als die bloße Anwesenheit im Hause. Die Seele muß sich in der Wiege wissen.

Viele Menschen zerstreuen sich, weil sie die Kunst des Stacheln nicht lernten.

Alle Dinge des Hauses haben eine Seele. Wer sie nicht findet, kann von einem Zuhause nicht sprechen.

Wer in seinem Zuhause nicht seine Welt findet, der bleibt ein irrfahrender Odysseus.

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unser.*)

In Idstein trug sich etwa am 22. Juni 1813 ein freudiges Ereignis zu, indem der Frau Inspektorin Bender, der Hauswirthin von Louis und August Biagiuss, ein Töchterlein geboren wurde. Schon am 5. Juli sollte die Taufe sein und der Inspektor lud den Geheimrat und dessen Frau dazu ein und erbat sich zugleich für August die Erlaubnis, als Vate das Kind aus der Taufe heben zu dürfen. Dienstliche Abhaltung hinderten den Vater Biagiuss, häusliche Verhältnisse die Mutter, der Einladung Folge zu leisten, aber die 17jährige Ernestine und die 12jährige Jeanette fuhren mit dem Generalsuperintendenten Müller, der wohl die Taufe vollzog, nach Idstein und kehrten abends 9 Uhr sehr befriedigt mit Müller wieder nach Hause zurück, wo sie den Eltern viel zu erzählen wußten und dabei nur bedauerten, daß sie nicht länger hätten in Idstein bleiben können, wo es am Abend noch recht vergnügt zugegangen sein mochte. — Wie es bei solchen Gelegenheiten gehalten zu werden pflegte, erfahrene wir aus den Briefen des Vaters; er schreibt mit dem Ausdruck des Bedauerns, nicht selber an der Tauffeierlichkeit teilnehmen zu können, am 2. Juli an seine Söhne Louis und August: „Damit indeß nichts gegen die löbliche Gebräuche verläumt werde, und diese Gebräuche unter andern darinnen bestehen, daß der Vate der Hebamme ein Geschenk gleich nach der Taufe machen muß, welches, wie ich höre, in Idstein gewöhnlich ein Cronthaler ist; so lese ich solchen hier bei, damit August solchen seiner Bestimmung gemäß abgeben kann, sonst braucht derselbe sich keine Kosten zu machen, sondern ich werde das übrige alle autmachen.“ — und im nächsten Brief heißt es: „August muß nunmehr öfters seine Frau Gvatterin und kleine Göthe besuchen, und sich nach ihrem Befinden erkundigen.“

Die Unmöglichkeit für Biagiuss, an der Taufe in Idstein teilzunehmen, hing offenbar mit einer sehr umfangreichen dienstlichen Tätigkeit zusammen, zu der ja auch die Anwesenheit bei Hofgesellschaften gehörte. Eine solche „aroke Galla“ fand am 29. Juni in Biebrich anlässlich der Vermählung des Erbprinzen von Weilburg (am 24. Juni 1813 fand die Vermählung des am 14. Juni 1792 geborenen Erbprinzen Wilhelm von Weilburg mit der am 28. Januar 1794 geborenen Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg statt). Sodann erhielt Biagiuss den Auftrag, in Weilburg vom 20. bis 26. Juli an den Feierlichkeiten der Heimgführung der Frau Erbprinzeßin teilzunehmen, wozu von jedem Regierungskollegium zwei Herren abgeordnet wurden; tatsächlich ist er am 19. Juli nach Weilburg abgereist und am 26. wieder nach Wiesbaden zurückgekehrt. Es war in Aussicht genommen, daß sämtliche Weilburger Herrschaften bald danach einiae Tage als Gäste des Herzogs paares nach Biebrich kommen sollten, wofür denn auch in Wiesbaden allerlei Festlichkeiten geplant wurden; Louis und August erbaten sich die Erlaubnis, wenigstens für einen Tag nach Hause kommen und an den festlichen Veranstaltungen teilnehmen zu dürfen. Diese Absichten wurden durch ein unermutetes zeitliches Zulamentreffen zunächst gemacht; nachdem die Kaiserin Marie Louise (Marie Louise, die Tochter des Kaisers Franz I. von Österreich, war seit 1810 die Gemahlin Kaiser Napoleons) ganz unerwartet eben in Mainz eingetroffen war, fand die Ankunft des Kaisers Napoleon wohl auch unmittelbar bevor; hierüber schreibt Biagiuss an seine Söhne: „— denn ich muß der Hof zu Biebrich selbst in Mainz Cour machen, und könnten also so vielen Besuch nicht gehörig abwarten; außerdem höre ich, daß fast alle Equipagen von Biebrich nach Mainz gebracht worden sind, wo sie so lange bleiben werden, bis die gute Wagen und Pferde von Paris nachgekommen sind.“ — Tatsächlich traf der Kaiser nach 42tündiger Fahrt von Dresden am 27. Juli in Mainz ein.

Darüber, wie der hiesige Hof selber seine Aufwartung in Mainz machte, erhalten wir aus den Briefen nur eine kurze Bemerkung; über Marie Louise berichtet der Vater am 29. Juli: „Vorgestern war die Kaiserin zu Wiesbaden, und hat den Curiaal gesehen, wo sie ganz dicht an mir vorüber ging, so viel ich beobachten konnte, ist sie sehr schön. — Gestern waren sie in Biebrich, wo sie in der Burg (wohl die Moosburg im Biebricher Schlosspark) dicke Milch und Schwarabrot aß, dabei außerordentlich artig und gefällig gewesen sein soll. Unsere Herrschaften waren schon zweimal zum Besuch in Mainz mit dem Fürsten von Weilburg, welcher deshalb seit am Mittwoch in Biebrich ist, und wahrscheinlich noch so lange da bleiben wird, als der Kaiser sich in Mainz aufhält. Diese Bemerkung ist sehr interessant; der mit Napoleon persönlich bekannt und weiserfahrene, damals 44jährige Fürst Friedrich Wilhelm von Weilburg hat also auch diesmal als Mittelsperson dienen müssen zwischen dem 65jährigen Herzog Friedrich August, ehemals kaiserlichem Feldmarschall, der seit aller-

dings nebenbei auch Präsident des Fürsten-Kollegiums des Rheinischen Bundes war, und dem Franzosenkaiser. Daenen klingt in dem, was über Marie-Luise gesagt wird, eine gewisse Sympathie für die Tochter des Kaisers Franz an, wiewohl sie mit.

„Am Sonntag (2. August) ist der Kaiser von Mainz wieder, und zwar nach Bayern (der Kaiser reiste nach Dresden zurück, wo er am 4. August wieder eintraf), und gestern Morgen die Kaiserin nach Köln zu Bader abgereist. — Sie fährt in der Jagd (Wacht) Sr. Durchlaucht des Fürsten von Weilburg, und wird von dem Herrn Oberstallmeister von Dungen (Friedrich Heinrich Freiherr v. Dungen, in Diensten des Fürsten von Weilburg) begleitet, welcher dafür ein schönes Präsent erhalten wird. Für die herrschaftliche Pferde und Wagen, welcher sich die Kaiserin während ihres Aufenthalts in Mainz bediente, erhielt der junge Vereuter (Reiter) Kraft ein goldenes Tabattiere und die Stallbedienten von Biebrich 60 Stück Napoleons.“

Aus den Festlichkeiten anlässlich des Besuchs des erbprinzenlichen Paares ist dann nicht mehr viel geworden; eine Illumination des Kurials fand gelegentlich des Balls am 9. August statt und im hiesigen Theater wurde zu Ehren der Neuerwählten ein Prolog gesprochen. Am 11. August „war der ganze Hof auf der Platte, wo zu Mittag gezeuht wurde, und zwar unter einem offenen Felt und bei der Muff von dem hiesigen Orchester. . .“; tags danach reisten die Weilburger Herrschaften von Biebrich mit ihrer Wacht auf dem Wasserwege nach Engers ab, wo das fürstliche Schloss zu ihrem Empfang bereit stand. — Zu den hiesigen Veranstaltungen gehört denn noch die Feier des Napoleonstages, die eigentlich am Geburtstag des Kaisers, am 15. August, hätte erfolgen müssen; warum sie unterblieben ist, wird nicht gesagt; es heißt in dem Schreiben Biagiuss' vom 20. „Nächsten Sonntag (23. August) wird erst in Biebrich das Napoleonstfest gefeiert werden, es ist solches nötig geworden, da es an allen Höfen in der Nachbarschaft schon geschehen ist, und man doch nicht ganz zurückbleiben kann.“

Über häusliche Ereignisse in der Familie Biagiuss mögen hier einige Angaben Platz finden. Die älteste Tochter des Geheimrats, die am 10. Mai 1793 geborene Christiane, war seit 1808 mit Ministerialsekretär, seit 1812 Hofrat Ludwig Köhler verheiratet. Am 9. März 1813 schreibt der Vater nach Idstein: „Gestern Nacht ist die Christiane allmählich niederkommen, sie hat abermals einen dicken Buben wie die beide ältern, befindet sich aber recht wohl. Ernestine ist icho ganz bei ihr im Haus und verrichtet ihre häusliche Geschäfte. Wenn die Kindstaufe sein wird, weis ich noch nicht. Hoffentlich wird es noch so lange dauern, bis Ihr wieder hier seht.“ Wie aus dem Wiesbadener Wochenblatt Nr. 14 vom 6. April hervorgeht, erhielt dies Kind die Namen Volkmar Karl. Die beiden älteren Brüder, der am 8. Juli 1809 geborene Ludwig Christian und Friedrich Christian, aeb. am 12. Mai 1811, aediehen prächtig; ersterer ist der spätere Hofgerichtsrat, † 1884, letzterer der Kaufmann und nassauische Konsul in Amsterdam, † Friedberg 1863; der kleine Karl aber starb früh; am 10. August 1813 wurde er von einer Brustkrankheit hingerafft. Der Vater schreibt darüber: „Die Christiane ist sehr traurig und will sich gar nicht trösten lassen. — es war aber auch ihr schönstes und ein wirklich angenehmes Kind.“ Abirags sind aus dieser Ehe noch weitere acht Kinder hervorgegangen; das erste und letzte war Philipp v. Köhler (1828—1894), Hauptmann im nassauischen Generalstab, der 1878 eine Tochter des nassauischen Obersten Ferdinand v. Sagen heiratete.

Von der weiteren Verwandtschaft hören wir, daß am 31. Mai „Herr Vetter Theodor Thilemann und Minne Schlichter ehelich copulirt wurden, niemand wurde davon etwas gewahr, da es in größter Stille geschah.“ Nach freundlicher Mitteilung einer Angehörigen der Familie Schlichter ist „Minne“ das 2. Kind des 1795 verstorbenen Johann Peter Schlichter und der tatkräftigen Johanne, aeb. Corina, die nach dem Tode ihres Gatten das neue Badhaus am Adler erbaute und 1809 starb; Minnes richtiger Name ist Marie Wilhelmine. — Im August wurde Theodor Thilemann, letzter Oberstleutnant und Bataillonschef beim 1. leichten Infanterie-Regiment, auf Ansuchen mit dem Charakter als Major in den Ruhestand versetzt; sein Ruhegehalt belief sich auf etwas über 600 Gulden. Ende August erfolgte dann die Verlobung der im Dezember 1795 geborenen zweiten Tochter des Geheimrats, Ernestine, mit dem Bruder ihres Schwagers, dem Hofkammer-Sekretär Christian Köhler; die Hochzeit fand schon im September statt, als Louis und August auf Ferien zu Hause waren.

*) Fortsetzung aus Nr. 5 vom 7. Januar 1925.